



---

**Aus Freude am Lesen**



Elke Heidenreich (Hg.)

Ein Traum  
von Musik

46 Liebeserklärungen

**btb**

Die Texte in diesem Buch sind in neuer Rechtschreibung gesetzt,  
mit Ausnahme von:

Heiner Geißler, Musikalische Offenbarungen

Peter Hamm, Menschwerdung musikalisch. Tagebuch einer Lebens-  
geschichte als Musikgeschichte

Helmut Krausser, Bergungsarbeit

Herbert Rosendorfer, Ganz innen bin ich ein lustiger Mensch



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*  
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2012,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 2010 by Edition Elke Heidenreich bei C. Bertelsmann,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74402-2

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Bitte Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de).

## Inhalt

ELKE HEIDENREICH  
Man verliebt sich immer in die Musiker 9

JOHANNA ADORJÁN  
Das Mädchen neben dem Flügel 14

SENTA BERGER  
Mein bleicher Vater 20

KETIL BJØRNSTAD  
Das grüne Auge 35

ELKE MASCHA BLANKENBURG  
Rosen für Fanny Mendelssohn 43

CHRISTIAN BRÜCKNER  
Musikstunden 51

CAMPINO  
Als ich meinen neuen Mantel  
zum letzten Mal trug 53

GEORGES DELNON  
Trinkt Turandot Tee? Ein Gespräch  
mit Musik und Schnaps 58

FRIEDHELM DÖHL  
Musik meines Lebens 64

JÜRGEN FLIMM  
Lieber Kurt. Über die *Matthäus-Passion* 76

GÜNTHER FREITAG

Elsa 88

HEINER GEISSLER

Musikalische Offenbarungen 95

KAROLINE GRUBER

Musik kann Leben retten 99

ENOCH ZU GUTTENBERG

Vom lieben Gott erzählen 106

AXEL HACKE

In meinem Elternhaus gab es keine Musik 122

PETER HAMM

Menschwerdung musikalisch. Tagebuch einer  
Lebensgeschichte als Musikgeschichte 130

ANDRÉ HELLER

Heimweh nach sich selbst 154

HANS WERNER HENZE

Lieder im Herbst 157

DIETER HILDEBRANDT

Verzweiflung mit Ravel 158

OLIVER HILMES

Mit Gustav Mahler in Viersen 162

UDO JÜRGENS UND MICHAELA MORITZ

Spiel des Lebens 168

HELMUT KRAUSSER

Bergungsarbeit 184

MAREN KROYMANN  
Vom Mädcl zum Fräulein,  
vom Fräulein zur Frau 193

MICHAEL KRÜGER  
Schubert, Impromptus 206

URSULA VON DER LEYEN  
Die wahre Welt ist Musik 207

REINHARD MEY  
Gib mir Musik 217

ARMIN MUELLER-STAHN  
Das Geheimnis bewahren 225

KENT NAGANO  
Musik – was ist das? 231

VERA NEMIROVA  
Heute: Ariadne auf Naxos 237

HANS NEUENFELS  
Die Rosen, sie blühen und verwehen,  
Wir werden das Christkindlein sehen! 244

LEOLUCA ORLANDO  
Das Unsichtbare sehen, die Stille hören 248

HANNS-JOSEF ORTHEIL  
Mein Leben mit Robert Schumann 254

THOMAS QUASTHOFF  
Budenzauber und Belcanto 269

HERBERT ROSENDORFER  
Ganz innen bin ich ein lustiger Mensch 276

ISABELLA ROSSELLINI

Blue Velvet 282

WOLFGANG RÜB

Klavier spielen können 286

MICHAEL SCHINDHELM

Ein einziges Zuhören 294

VOLKER SCHLÖNDORFF

Der Funke des Göttlichen 306

MANFRED SCHOOF

Moments musicaux 311

BERND SCHROEDER

Sarahs Melodie 317

JULIA SPINOLA

Die Musik, das Hören und das Schreiben 319

CHRISTIAN UDE

Bekenntnisse eines Unmusikalischen 322

TOMI UNGERER

Zwischen Lärm und Klang 332

JAN WEILER

Hüsteln bei Horowitz 337

ROGER WILLEMSSEN

Billie Holiday – Strange Fruit 348

HANNS ZISCHLER

Musik, Musik kann Euch vom Tod erlösen! 357



## Man verliebt sich immer in die Musiker

Meine Mutter und ich, wir hatten es nicht leicht miteinander. Die im Krieg verhärtete Frau mit dem zu späten Kind, sie war fast vierzig, das im Krieg geborene, schwierige, aufsässige Kind, der früh fehlende Vater – es gab unendlich viele Konflikte und doch einen immer wieder funktionierenden Punkt der Versöhnung: die Musik. Wenn im Radio klassische Musik lief, wurden wir beide weich, freundlich, lächelten uns wieder an und machten uns auf schöne Stellen aufmerksam, und meine Mutter sagte: »Als ich schwanger war, mitten im Krieg, habe ich mir, wann immer es ging, das Radio auf den Bauch gelegt, ich wollte unbedingt ein musikalisches Kind.«

Ist es ein Wunder, dass meine erste große Liebe, 1957, ein Klavier spielender Junge mit blauen Augen aus meiner Schule war? Er hieß Wolf. Wir andern tanzten Volkstänze, er spielte. Er besuchte mich zu Hause, ich hatte ein schäbiges Kleinklavier. Er spielte, und unsere armselige Wohnung leuchtete und wurde schön mit seinen Tönen. Also galt mein erster Kuss aus meinem vollen, vierzehnjährigen Mädchenherzen ihm, dem Pianisten.

Mit siebzehn war es ein Geiger aus einem sogar berühmten Orchester, er war viel älter als ich, hieß Joachim, hatte eine Freundin fürs Bett, aber ich war die Märchenprinzessin, weil ich ihn einfach nur anhimmelte. Er spielte mir stundenlang vor, und ich bewunderte und liebte und schmachtete und hatte lange Jahre Schwierigkeiten mit Brahms, weil mein Geiger Brahms nicht mochte.

Dann kam eine große unglückliche Liebe während der Studentenzeit, kein Wunder, der Mann war unmusikalisch. Ich kann sagen, dass es immer wieder Liebesversuche mit unmu-

sikalischen Männern gab – sinnlos. Ich brauche einen, der ein Instrument spielt, ins Konzert geht, von der Oper schwärmt. Dann habe ich das Gefühl, dass in der Liebe Seele steckt. Ich habe mich schon oft geirrt, bin aber aus solcherart Schaden nie klug geworden. Meine größte Liebe bleibt natürlich unerfüllt – Thomas Hampson ist glücklich verheiratet.

Dabei muss es nicht immer nur Klassik sein! Ich war oft genug verliebt in den Gitarristen der Band, und wenn einer einen guten Song sang, hatte er mein Herz.

Zwölf Jahre lang legte ich im »Pop Shop« in SWF 3 Platten auf, viele Nächte lang. Ich wusste, was der richtige Song zur richtigen Zeit bedeutet. Und ich schickte immer wieder diesen Sehnsuchtsruf der Hörer durch den Äther:

Pilot of the airwaves,  
here is my request:  
you don't have to play it  
but I hope you'll do your best!  
I've been listening to your show on the radio,  
And you seem like a friend to me.

Charlie Dore hatte das gesungen, und für mich war klar, dass Gefühle, Verständnis, Freundschaft, Liebe nur über die Musik funktionieren konnten, egal, ob Klassik, Jazz, Pop – Hauptsache, die Töne erreichten das Herz mit Wucht und schlugen da ein, wo es wehtat. Der Kopf war genug beschäftigt, aber die Gefühle lagen oft brach, eine Sehnsucht fraß an mir, wie ein kleines trauriges Tier saß sie immer in der Ecke und beruhigte sich nur, wenn ich Bruce Springsteen hörte, Miles Davis, Schubert, und wenn alles ganz schlimm wurde, half nur noch Bach. Er hilft bis heute, und ich liebe das Gedicht von Reiner Kunze, nur ein paar kurze Zeilen, in denen die ganze riesige Kluft zwischen Künstler und Bürokratie, zwischen Kreativität und Verwaltung sichtbar wird. Es lautet:

Zu Füßen Gottes, wenn  
Gott Füße hat,  
Zu Füßen Gottes sitzt  
Bach,  
nicht  
der Magistrat von Leipzig

Das leuchtet ein: Zu Füßen Gottes sitzt sein größter Musiker, und was gibt es Größeres als die Musik? Die Landschaft, die Tiere, die Poesie. Dann die Literatur, die Malerei, alles brauchen wir, aber nichts erreicht uns unmittelbarer als die Wucht der Töne. Orpheus hat seine tote Eurydike damit zum Leben erweckt, und nur, weil er der eigenen Musik nicht traute und sich umdrehte, um zu sehen, ob die Liebste auch wirklich käme, war alles verloren. Augen zu, hören, vertrauen.

Ich wollte immer treu sein, aber da waren dauernd die Musiker, die den guten Vorsätzen den Weg verstellten. Es war wie beim Rattenfänger von Hameln: Es macht einer schöne Musik, und ich schleiche hinterher wie ein paralysiertes Kaninchen.

Ich habe mich dann gerettet vor so vielen Abstürzen, indem ich Musik zu einem Teil meines Berufes machte – über Musik schreiben, für Musik arbeiten, Libretti verfassen und bearbeiten, zwölf Jahre an der Kölner Kinderoper mitwirken, immer nah dran an dem, was Musik kann: in diesem Fall Kinder verzaubern und für sich gewinnen. Mit acht Jahren kamen sie in die Kinderoper, mit achtzehn hatten sie ein Abonnement fürs Große Haus, und ich sah sie und saß im Dunkeln dabei, wenn wieder mal der Vorhang aufging, und ich wusste: Ich war selbst der Rattenfänger geworden.

Und dann diese Edition: Bücher herausgeben, die mit Musik zu tun haben, mit Schriftstellern arbeiten, die – wie Helmut Krausser, wie Hans Neuenfels, wie Günther Freitag oder Barbara Hall, Elena Cheah oder Julian Dawson Musiker oder *Musik-Afficionados* sind, leidenschaftlich umgetrieben von der

Macht der Töne wie ich – es gibt kaum etwas Schöneres, als die eigene große Liebe so zum Lebensthema machen zu können.

Ich war und bin immer verliebt in die Musiker, aber sie sind nur die Vermittler, das Medium – ich liebe durch sie die Musik. Und weil die nicht greifbar, begreifbar, fassbar ist, sind es eben die Musiker, die man küsst, obwohl man doch immer nur die Musik küssen möchte. Aber Schubert ist tot – also liebe ich stellvertretend den, der mir die *Wandererfantasie* spielt oder darüber schreibt.

So einfach ist das.

An diesem Buch haben Autoren unterschiedlichster Professionen mitgearbeitet, denen aber eines gemeinsam ist: Ob Opernintendanten, Schriftsteller, Politiker, Kabarettisten, Sänger, Komponisten, Verleger, Schauspieler oder Journalisten – alle lieben sie die Musik. Es war eine Freude, ihre Texte zu lesen, zu sammeln, einzuordnen.

Was da alles kam! Ganze Lebensgeschichten und einzelne Liebeserklärungen, einschneidende Erlebnisse und ernste Bekenntnisse neben augenzwinkernden Anekdoten, und da kamen Billie Holiday und Bach, Sammy Davis jr. und Haydn, der neue Mantel und der liebe Gott, die Oper in Palermo und die Schneekönigin, ein Pianist, der nicht mehr spielen kann, und ein Komponist, der nie gespielt wird. Da kamen die Leidenschaft für Puccini, die Verzweiflung mit Ravel und die Verneigung vor Bernd Alois Zimmermann, der göttliche Janáček und der eher unbekannte Tommaso Giordani, es kamen eine ganz besondere *Ariadne auf Naxos*, eine ganz andere *Turandot* und der Song »Blue Velvet«, Schubert, der Herr Schumann, Fanny Mendelssohn, Elvis, Belcanto, Gustav Mahler in Viersen und eine traurige Blockflötenmelodie auf einem Lastwagen, Jacques Brel und »Muss i denn zum Städtele hinaus«, die singende und summende Natur, das Hüsteln bei Horowitz und die Suche nach sich selbst, die Trauer und der Trost, die Mafia und die *Matthäus-Passion*, Fräulein Pracht und Elsa, und immer wieder: das Radio.

Es war ein Glück, das alles nach und nach zu lesen und mit Menschen zu arbeiten, die so etwas fühlen, denken, lieben, beschreiben.

Ich danke allen, die an diesem Buch mitgeschrieben haben – von ganzem Herzen. Die Liebesgeschichte geht weiter, mein ganzes Leben hindurch. Das macht mein Leben zu einem glücklichen, egal, was sonst darin geschieht.

## Das Mädchen neben dem Flügel

Katharina steht in dem kleinen dunklen Gang vor dem Künstlerzimmer im Münchner Herkulesaal und fühlt sich nicht wohl. Sie trägt einen Rock, was sie sowieso hasst, die Strumpfhose kratzt, und die Schuhe, perforierte Halbschuhe, die sie normalerweise zu Hosen trägt, passen nicht richtig dazu. Aber sie hatte zu Hause keine besseren gefunden, weder in ihrem Schrank noch in dem ihrer Mutter. Eine kleine Treppe hinauf geht es von hier durch eine Eisentür direkt auf die Bühne. Ein Ordner steht schon bereit, sie gleich von innen aufzuziehen. Es ist kurz nach neun. Eben hat es zum dritten Mal geläutet, die Pause ist vorbei, im Saal haben die Leute wieder Platz genommen, noch kann man sie leise miteinander reden hören, aber spätestens wenn das Licht des großen Kronleuchters heruntergedimmt wird, werden sie verstummen, die Programmhefte auf die Knie sinken lassen, ihre Brillen wieder aufsetzen und vorsichtig an einem Pfefferminzbonbon lutschen, gegen den Sektgeschmack und vielleicht ja auch gegen Hustenreiz.

An diesem Abend spielt ein junges Klaviertrio aus Paris, und Katharina blättert dem Pianisten um. Er heißt Gilles, sie hat ihn zehn Minuten vor dem Konzert zum ersten Mal gesehen, und da er ebenso wenig deutsch spricht wie sie französisch, hat sich ihr Kontakt bisher auf gelegentliches Anlächeln und energisches Nicken seinerseits bei schnellen Stellen auf der rechten unteren Notenseite beschränkt. Er sieht ganz nett aus, spielt gut, und Katharina hat nicht ohne Neid bemerkt, dass er mit seinen kleinen, seltsam gelenklosen Händen mühelos zehn Tasten greifen kann. Sie schafft nur neun.

Fünfundvierzig Euro bekommt Katharina für so einen Abend.

Es ist ein guter Job, besser als Briefe eintüten oder babysitten bis spät in die Nacht. Wenn die Konzertagentur an einem Abend keinen Umblätterer braucht, verkauft Katharina manchmal zusammen mit einer Freundin Programme. Das macht mehr Spaß, weil man sich dabei unterhalten und während des Konzerts zusammen durch die riesigen, menschenleeren Säle der Residenz laufen und sich vorstellen kann, man wohne hier. Heute Abend verkauft ihre Freundin alleine die Programme. Während Katharina gleich auf die Bühne muss, in ihrem blöden Rock auf dem Stuhl neben dem Klavierhocker Platz nehmen und vor den Augen des Publikums alle paar Minuten oder schneller aufstehen und in der richtigen Sekunde eine Seite umwenden wird, muss sie nur noch die Einnahmen zählen, die Kasse abschließen und ins Büro im dritten Stock tragen, und hat dann Feierabend.

Hinter sich hört Katharina das Geräusch, das es macht, wenn ein Geiger leise über die Saiten zupft. Sie guckt sich um. Gilles steht im Türrahmen des Künstlerzimmers, vor ihm der Geiger, dessen Namen Katharina vergessen hat. Der Ordner nickt. »Dann bitte«, sagt er, oder etwas Ähnliches. Katharina streicht sich die Bluse glatt, die über dem Rock schnell eine Querfalte schlägt, ein Blick zurück, die Franzosen scheinen ihr den Vortritt zu lassen, also geht sie als Erste die paar Stufen zur Tür, die der Ordner jetzt aufzieht, und tritt auf die Bühne hinaus. Im Saal wird immer noch gemurmelt. Sie bemüht sich, den Kopf gerade zu halten, während sie die knapp zwanzig Meter zu ihrem Platz am Flügel geht. Sie weiß, jetzt gucken sie alle an. Eigentlich mag sie das nicht, aber es gehört halt dazu.

Sie setzt sich. Der Geiger tritt in die Mitte der Bühne. Im Saal wird es jetzt dunkler, das Gemurmel verstummt. Wo nur der Pianist bleibt? Katharina dreht sich um. Mit einem heißen Schrecken sieht sie, dass die Tür zum Künstlereingang wieder geschlossen ist. Aber das kann doch nicht ... Der Geiger stimmt jetzt sein Instrument. A. Katharina dämmert die Erkenntnis,

dass sie einen Fehler gemacht hat. A – E. Dass die anderen sie haben einen Fehler machen lassen. A – D. D – G. Der Pianist wird nicht kommen, und auch der Cellist nicht. Der Geiger wird jetzt ein Solostück spielen, sie hätte das Programm lesen sollen, aber warum hat denn keiner etwas gesagt, warum hat sie denn niemand zurückgehalten, als sie auf die Bühne ging?

Ihr wird heiß und kalt und sofort wieder heiß. Der Geiger hat fertig gestimmt. Gespannte Stille liegt im Saal, wie immer bei Konzerten vor dem ersten Takt, zu spät, noch von der Bühne zu gehen. Sie wagt es nicht, den Blick von den Flügeltasten zu heben. Sie sieht, was in diesem Moment circa 1200 Menschen sehen, der Saal ist fast voll besetzt, nur auf den hinteren Reihen der Ränge sind noch Plätze frei: eine Bühne, auf der jetzt ein Geiger solo spielen wird, und zwei Meter hinter ihm ein Mädchen, das vollkommen ohne Aufgabe dort am unteren Ende des Flügels sitzt, den Blick fest auf die Tasten vor sich gerichtet, die Hände im Rockschoß versenkt.

Sie erkennt die ersten Takte: Bach *Solosonate g-Moll*. Das bedeutet, wird ihr in diesem vom Licht der auf die Bühne gerichteten Scheinwerfer gnadenlos ausgeleuchteten Moment klar: Sie wird nun vier volle Sätze hier verbringen müssen. Aber wie? Mit welchem Gesichtsausdruck? Wie kann sie dem Publikum verständlich machen, dass sie nicht hier sitzen will? Mit welcher Körperhaltung könnte sie zum Ausdruck bringen, dass dies alles ein fürchterlicher Irrtum ist, nicht ihre Schuld, dass niemand ihr etwas gesagt hatte, sie sehenden Auges in ihr Unglück geschickt worden ist? Sie merkt, dass sie rot wird, fühlt die Blicke der Zuschauer und weiß, dass sie immer röter wird. Ein leuchtendes, kräftiges Rot, von innen fühlt es sich purpurn an.

Der erste Satz ist ein Adagio, ein ruhig getragenes Stück, sie kann den Geiger im Takt schwer atmen hören. Sie erwägt die Möglichkeiten des Verschwindens. Es gibt keine. Kein Loch im Bühnenboden, in das sie hineinschlüpfen könnte, kein Vorhang,



der plötzlich von oben zwischen sie und den Geiger fallen und sie vor den Augen des Publikums verbergen könnte. Ohne sich umzudrehen, zählt sie die Schritte bis zur Bühnentür. Dreißig sind es bestimmt, und es wären laute Schritte mit diesen Schuhen auf dem Holzboden, undenkbar laut angesichts der Musik. Der Geiger würde vielleicht abbrechen, wenn er hinter sich Bewegung wahrnehmen würde, er würde die Geige vom Kinn nehmen und sich umdrehen, bevor sie die rettende Tür erreicht hätte, nein, unmöglich, sie sitzt hier fest, gefangen vor aller Augen. Und dann steigt Wut in ihr auf. Wut auf diese blöden Franzosen, die sie nicht aufgehalten haben, auf den Ordner, der das Programm doch kennen muss. Und auf diesen erbärmlichen Pianisten, der auch dann noch glaubt, ihr mit Nicken den Einsatz zum Umblättern geben zu müssen, wenn sie doch schon längst bereitsteht, die Seite in Fingern, sowie der drittletzte Takt auf der rechten Seite erreicht ist. Und der hat nichts gesagt, als er sah, dass sie auf die Bühne ging, wo er doch wusste, er hatte jetzt noch gute zwanzig Minuten Pause.

Der Geiger spielt den ersten Satz langsamer, als Katharina es von ihrem Bruder kennt, der das Stück zu Hause oft übt. Und schlechter, wie sie findet. Zu französisch in der Phrasierung, zu romantisch, und überhaupt, was soll dieses laute Atmen dabei. Wenn er Geigespielen so anstrengend findet, warum hat er nicht einen anderen Beruf gewählt? Die bösen Gedanken beruhigen sie. Sie wagt einen Blick ins Publikum. Die Gesichter der Menschen, im halbhellen Saal von der Bühne aus gut zu sehen, gucken alle nach vorne, aber sie meint in keinem Belustigung zu erkennen, niemand scheint Notiz von ihr zu nehmen. Ob es am Ende gar nicht so unfassbar peinlich ist, dass sie hier sitzt? Sie dreht ihren Kopf wieder zum Flügel. Schaut auf die Tasten. Ein beruhigender Anblick, so vertraut. Dieselbe Anzahl weißer und schwarzer Tasten wie zu Hause, nur dass sie hier weiter unten sitzt.

Irgendwann, Katharina hat schon nicht mehr daran ge-

glaubt, ist der erste Satz zu Ende. Im Saal wird sich ein paarmal geräuspert, ein paar Menschen, die wahrscheinlich gar nicht husten müssten, husten trotzdem, einfach, weil jetzt Gelegenheit ist, dann setzt der Geiger zum zweiten Satz an. Fuga. Wenigstens etwas schneller. Katharina hat sich mittlerweile in ihr Schicksal ergeben und versucht, so unauffällig wie möglich im Hintergrund zu sein. In ihrer Vorstellung ist sie mit dem Stuhl, auf dem sie sitzt, zu einer Einheit verschmolzen, sie bewegt sich nicht, den Kopf hält sie starr nach vorne gerichtet, Profil zum Publikum, zum Glück ist es das rechte, von links findet sie sich hässlicher. Ihre Nase ist nicht ganz gerade, sondern hat einen kleinen Höcker, der Katharina, wenn sie sich im Profil betrachtet, vor allem im linken, so überdimensioniert vorkommt, dass sie ihn möglichst niemandem zumuten will. In der Straßenbahn sieht sie deshalb nie aus dem Fenster, wenn jemand hinter ihr sitzt. Und jede Nacht drückt sie sich vor dem Einschlafen mehrmals hintereinander kräftig mit dem Handballen die Nasenspitze herunter, in der Hoffnung, die Form so vielleicht noch korrigieren zu können. Bisher allerdings ohne Erfolg.

Irgendwie vergeht die Zeit. Auf den zweiten Satz folgt der dritte, dann das Presto, kurze Stille im Saal, solange der letzte Ton verklingt. Dann beginnen die Leute zu klatschen. Der Geiger nimmt das Instrument vom Kinn und verbeugt sich. Einmal und gleich noch einmal. Dann dreht er sich zur Bühnentür, wobei sein Blick auf Katharina fällt. Er sieht überrascht aus. Ja, hallo, dachtest du, du wärest alleine hier? Sie steht auf, endlich, und legt all die Wut, die sich in ihr aufgestaut hat, in den Gang zur Bühnentür. Jeder, wirklich auf den hintersten Rängen noch jeder soll sehen, dass sie die letzten zwanzig Minuten ihres Lebens nicht freiwillig hier verbracht hat. Mit großen Schritten überquert sie die Bühne, sie braucht viel weniger als dreißig Schritte, sie geht vor dem Geiger durch die sich von innen öffnende Tür, marschiert ohne abzubremesen die Stufen der kur-

zen Holztreppe hinunter und bleibt vor dem Pianisten stehen, der im dunklen Gang vor dem Künstlerzimmer wartet, er guckt sie unschuldig an, die Noten des folgenden Stücks in der Hand. »Merci«, sagt Katharina. Sie sagt es mit der größtmöglichen Verachtung, zu der eine gedemütigte Siebzehnjährige fähig ist. Der Geiger geht noch einmal hinaus, der Applaus wird lauter, dann kommt er wieder in den Hinterraum und bleibt oben auf dem Treppenabsatz stehen. Er sieht kurz aus, als wolle er etwas zu ihr sagen, sagt dann aber doch nichts. Im Saal verebbt der Applaus. Der Cellist kommt aus dem Künstlerzimmer dazu, sein Instrument und Noten in der Hand. Ein paar Sekunden stehen sie schweigend, dann zieht der Ordner die Tür wieder auf, und Katharina lässt den drei Musikern den Vortritt, bevor sie ihnen in sicherem Abstand auf die Bühne folgt, die Bluse wieder ordentlich zurück in den Rock gesteckt.

## Mein bleicher Vater

Am Abend spät – ich war schon in der Waschschüssel von meiner Mutter gewaschen, meine verfilzten Zöpfe geöffnet, nass gekämmt und neu geflochten worden – kam mein Vater von seiner Arbeit nach Hause. Lautlos. Man hörte seine Schritte nicht im Treppenhaus. Die Nachbarn konnte ich am Schritt erkennen. Der müde Herr Lukas kam schleppend, hustend, der erfolgreiche Herr Pankraz aufgeräumt pfeifend. Den schnellen Schritt meiner Mutter höre ich noch heute. Meinen Vater hörte ich nie. Er öffnete leise und überraschend die Türe, murmelte ein »Guten Abend« und ging noch im Hut und Mantel – in den kalten Jahreszeiten trug er immer einen Hut, der seine blauen Augen umschattete – durch die kleine Küche, in die er so unvermittelt und geheimnisvoll geräuschlos eingetreten war, in das andere Zimmer, das wir je nach Bedarf Wohn- oder Schlafzimmer nannten.

Bevor mein Vater nach Hause kam, war es fast jeden Abend sehr gemütlich bei uns. Meistens saßen unter der tief herabgezogenen Küchenlampe, rund um den wackeligen Küchentisch, der meinen Vater wahnsinnig machte und den er mit vielen verschiedenen gelagerten und gestaffelten Bierfilzln im täglichen Kampf zu bezwingen suchte, die Nachbarin Frau Gärtner, rund, bäuerlich, schlau, meine geliebte schmale Tante Elly, die Schwester meiner Mutter, und meine Mutter selbst. Jede hatte ihre Handarbeit. Das Radio lief, Musik, ein Hörspiel. Die Frauen unterhielten sich leise. Ich saß oft in meinem Flanellnachthemd dabei und fühlte mich so sicher und geborgen. Die Frauen steckten die Köpfe zusammen und lachten, ich verstand nicht, warum.

Dann kam mein Vater nach Hause. Mit dem kleinen kalten Windzug, der das Öffnen der Türe begleitete, änderte sich spukartig die Stimmung. Frau Gärtner sagte: »Guten Abend, Herr Berger – also dann, gemma ...«, und packte ihre halb fertigen Socken in die Schürzentasche. Meine Tante Elly glitt vom Küchenstuhl, erwiderte kaum das »Guten Abend« meines Vaters, flüsterte höchstens ein »Ah, bist schon da, Berger« – sie nannte meinen Vater rätselhafterweise nur bei seinem Familiennamen –, räumte ihre Näharbeit in eine Küchenschublade, in der Knöpfe, Nadeln, Zwirne und Wollreste lagen, und nach einem »Behüt dich, mein Kind, Servus Resel« war sie auch schon in ihrem dünnen Mäntelchen draußen.

Mein Vater schien das alles nicht wahrzunehmen. Er setzte sich an das Klavier, das in dem elf Quadratmeter kleinen Zimmer den größten Platz einnahm. Die Klappbetten meiner Eltern waren bereits heruntergelassen. Mein Vater setzte sich also auf das Bett, oder aber er blieb in dem schmalen Zwischenraum zwischen Klavier und Bett stehen, als hätte er Zeit zu verlieren, wenn er sich setzte, und begann zu spielen. Im Winter war es sehr kalt in diesem Zimmer. Mein Vater blieb also in Hut und Mantel und spielte Klavier. Sehr oft waren es Melodien, die ich schon kannte, er hatte sie geschrieben und mir vorgespielt. Ich hatte sie nachgesungen, »glockenrein«, wie er sagte, und ihn dadurch ein wenig glücklich gemacht.

Häufig aber spielte er Motive aus Symphonien von Mahler und von Bruckner. Sie waren seine Götter.

Meine Mutter brachte mich zu Bett. Ich schlief in diesem Zimmer auf einem herausklappbaren Sofa. Im Winter war es so kalt, dass mein Vater mich in ein Schaffell wickelte, das er aus dem Krieg mit nach Hause gebracht hatte, bevor ich mit einem schweren, verklumpten Federbett zugedeckt wurde.

Mein Vater begann dann sehr leise Brahms' »Guten Abend, gute Nacht« zu spielen. Erst die reine zarte Melodie und dann viele Variationen, zumeist schwer und dunkel.

Das Licht wurde ausgemacht. Mein Vater ging in die Küche, ich konnte ihn durch die geriffelte Glastüre sehen, ich hörte, wie meine Eltern leise miteinander sprachen, und unter diesem sanften Gemurmel schlief ich ein.

Mein Vater war ein schöner Mann. Nicht groß. Wer war schon groß in seiner Generation! Seine helle Haut war makellos. Vor Erschöpfung, aber auch aus Wut konnte er weiß werden bis in die Lippen. Blaue Adern traten dann hervor. Seine Hände waren kräftig und schlank. Die Nägel wurden tief und unbarmherzig kurz geschnitten. Die Nagelhaut war oft blutig aufgerissen. Seine Haare waren blond, dicht, gewellt. Im Sommer rasierte er sie sich ab. Er sah dann schrecklich aus. Wie ein Sträfling. Wenn ich wagte, so einen Vergleich zu ziehen, sagte er: »Richtig. Ich bin ja auch einer. Eingesperrt. Lebenslang.« Er lachte grimmig.

Mein Vater arbeitete in dem kleinen Handwerksbetrieb seines Vaters. Sein Vater, ein geschäftstüchtiger schlauer Tscheche, hatte sich vom einfachen Schleifer zum Meister einer Metallschleiferei- und Verchromungswerkstatt hochgearbeitet.

Mit seinem Sohn, dem Peperl, konnte er wenig anfangen. Der Peperl war mehr das Kind seiner Frau. Mein Großvater ging oftmals in der Woche zum Heurigen. Dort wurde seine Musik gespielt. Die Klampfen, die Zither – das waren seine Instrumente. Meine Großmutter hatte ein Abonnement in der Wiener Volksoper. Ihr Sohn durfte sie begleiten. Beim Kochen sang sie: »Martha, Martha, du entschwandest...«

Aus unerfindlichen Gründen begann der fünfjährige Peperl Klavier zu spielen – auf dem Flügel der Nachbarn, der Familie Osterrieder. Es dauerte Jahre, bis meine Großmutter dem Großvater ein Klavier für den Peperl abgerungen hatte. Und endlich durfte er auch Unterricht im Musikkonservatorium bekommen. Das muss damals im Wiener Konzerthaus untergebracht gewesen sein. Gleich daneben war der große Eislaufplatz des Wiener Eislaufvereins. Mein Vater ging vormittags

zur Schule, nachmittags zum Unterricht ins Konservatorium und abends auf den Eislaufplatz. Fünfzehn, sechzehn muss er gewesen sein.

»Das war eine gute Zeit für mich«, erzählte er mir, sooft wir am Wiener Konzerthaus mit der Straßenbahn vorbeifuhren. »Ich hab ja noch den Max Reger kennengelernt, der hatte eine Dirigentenklasse. Ich hab alles aufgesogen wie ein Schwamm.«

Natürlich hatte ich keine Ahnung, wer Max Reger war.

Dann kam die schlechte Zeit. Die Zwanzigerjahre. Meinem Großvater, der offensichtlich mit seinem Handwerk am Ersten Weltkrieg nicht schlecht verdient hatte, blieben die Aufträge aus. Er musste seine vier Arbeiter entlassen. Das Geschäft sollte weitergeführt werden, natürlich, niemals würde er es aufgeben, und Peperl sollte ihm dabei helfen. Es muss zu furchtbaren Szenen gekommen sein. In einem Streit schleuderte mein Großvater dem Peperl ein heißes Bügeleisen an den Kopf und verletzte sein linkes Auge. Von da an konnte mein Vater links nur verschwommen sehen. Die Narbe in der Lidfalte war rot und wurde langsam hellbraun. Ein anderes Mal versuchte sich die Großmutter aus dem Fenster im vierten Stock zu stürzen. Bei dem Versuch, sie zurückzuhalten, gab es ein Gerangel zwischen Vater und Sohn, wer sie retten dürfe, und alle drei waren nahe daran, in die Tiefe zu fallen.

Der Peperl fügte sich. Seine Mutter drohte immer wieder, sich umzubringen, sollte er sich dem Vater widersetzen. Der Vater nahm ihn aus dem Gymnasium und aus dem Konservatorium. Von nun an stand Peperl in der verrußten Werkstatt des Galvanisierungsbetriebs hinter einem der riesigen Schleifsteine, notdürftig mit einer Brille vor dem Funkenflug geschützt, oder gebeugt über einem der Säurebäder, dessen hochgiftige Dämpfe ihm Augen, Schleimhäute, Bronchien ruinierten.

Am Sonntag – samstags wurde auch gearbeitet – ging mein Vater zu seinem besten Freund aus dem Konservatorium, zum Kurz Ernstl. Die Freunde sprachen sich wie in der Schule mit



Elke Heidenreich

## **Ein Traum von Musik**

46 Liebeserklärungen

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-74402-2

btb

Erscheinungstermin: Juli 2012

Schauspieler, Schriftsteller, Politiker, Kabarettisten, Musiker und Journalisten erzählen von der Musik, die ihr Leben prägte

Liebe und Musik sind im Leben von Elke Heidenreich nicht voneinander zu trennen. Wie ein Leitmotiv durchziehen Musiker ihr (Liebes-) Leben, und sie weiß davon in ihrer mitreißenden und humorvollen Art zu erzählen. Doch auch die anderen Autorinnen und Autoren haben eine ganz besondere Beziehung zur Welt der Töne und Harmonien. Und es sind erstaunliche, bewegende, abenteuerliche, spannende und amüsante Geschichten, die so unterschiedliche Menschen wie Senta Berger, Campino, Axel Hacke, Dieter Hildebrandt, Udo Jürgens, Ursula von der Leyen, Reinhard Mey, Isabella Rossellini, Volker Schlöndorff, Christian Ude, Roger Willemsen u.v.a. mit großer Offenheit schildern.